

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– Dezember 2023 –

Lenhard, Tabea: *SehnSucht*. Die Bedeutung christlicher Spiritualität für langjährig Suchtmittelabhängige. Eine explorative Studie. – Baden-Baden: Tectum 2021. 188 S., brosch. € 38,00 ISBN: 978-3-8288-4622-7

Es war eine gute, ja verdienstvolle Entscheidung, diese Masterarbeit in Sozialer Arbeit an der Hochschule Landshut zu veröffentlichen. Denn ihr Thema ist sehr relevant, ihre Durchführung vorbildlich, ihr wissenschaftlicher Ertrag beeindruckend.

Was hilft Menschen in bzw. aus ihrer langjährigen Drogenabhängigkeit? Ärztliche, therapeutische, soziale Maßnahmen erweisen sich immer wieder als uneffektiv bis nutzlos. Nicht nur die Suchterkrankten, sondern auch ihre An- und Zugehörigen und das Fachpersonal erleben oft ihre Unwirksamkeit und Ohnmacht. Zu den 12-Schritte-Programmen – etwa der Anonymen Alkoholiker:innen – gehört die Anerkennung dieser Ohnmacht gegenüber der eigenen Suchterkrankung und der radikalen Abhängigkeit von der Hilfe einer größeren Macht („Gott, wie wir ihn verstehen“), um wieder gesund werden zu können. Darum liegt die Fragestellung von Tabea Lenhard nicht fern, welche Bedeutung ihr Glaube bzw. christliche Spiritualität für langjährige Suchtmittelabhängige hat, die inzwischen dauerhaft abstinent leben. Dennoch gibt es dazu im deutschsprachigen Raum außer den Arbeiten von Human-Friedrich Unterrainer kaum relevante Studien – und das, obwohl Suchterkrankte in Medizin wie Sozialer Arbeit eine besonders vulnerable und chronisch belastete Personengruppe darstellen und es umso interessanter sein müsste, welche Ressourcen und Strategien ihnen auf Dauer helfen, wieder gesund zu werden und zu bleiben.

Methodisch führt L. ihre Studie mit sehr offenen semistrukturierten Leitfadeninterviews (Anhang 3, 187–186 [sic!]) als explorative qualitative Studie durch, für die sie eine überzeugend diversifizierte Stichprobe von sieben abstinenten suchtmittelabhängigen, explizit gläubigen Männern bildete, weil sie leider keine Frauen dafür finden bzw. gewinnen konnte. Die Wahl ihrer Erhebungsmethode, ihre Stichprobengewinnung, Interviewdurchführung und -auswertung beschreibt und begründet L. transparent und nachvollziehbar (Kap. 5), nachdem sie zuvor auf ihre Fragestellung durch eine in drei Kap. aufgefächerte thematische Einleitung zielsicher hinführte: Verständnis, Prävalenz und Folgen von Suchtmittelabhängigkeit (Kap. 2), Forschungen zu (christlicher) Spiritualität und Gesundheit (Kap. 3) und näherhin über Beziehungen zwischen Sucht und Spiritualität (Kap. 4).

Die inhaltsanalytische Auswertung der transkribierten Interviews nach Mayring resultierte (induktiv) in einen Kategorienbaum (Anhang 4, 188), dessen drei Kategorien und jeweiligen Subkategorien sie mit Ankerbeispielen aus wörtlichen Zitaten der Interviews begründet und eindrücklich illustriert. Die drei gewonnenen Hauptkategorien über die Bedeutung des Glaubens für die Interviewten lauten: (1.) Christlicher Glaube als Gegenmittel zur Abwärtsspirale der Sucht, (2.)

Christlicher Glaube bewirkt Veränderung, Richtung und Halt im Leben sowie (3.) Ausrichtung von Alltag und Lebensführung am christlichen Glauben. In derselben Reihenfolge (Kap. 6) diskutiert L. (nach der Reflexion ihrer Methode und eigenen Position, Kap. 7.1) die Ergebnisse ausführlich (Kap. 7.2) im Licht und in Auseinandersetzung mit Elementen und Positionen des Forschungsstandes aus der Einleitung. In der Selbstauskunft der Interviewten stellt ihre Gottesbeziehung das Zentrum aller Glaubensaspekte und Bedeutungen dar: im Sinne kollaborativen Copings sind sie überzeugt, dass sie (nur) mit Gott zusammen mit ihrem eigenen Verhalten ihre Sucht bewältigen können, ohne dass sie das daran hindert, „auch andere reguläre Formen der Suchttherapie in Anspruch zu nehmen“ (162). Deshalb kann L. mit weiteren Argumenten entlang den Diagnosekriterien des ICD-10 für Suchterkrankungen überzeugend den ‚Verdacht‘ (Unterrainer) widerlegen, diese „Abhängigkeit der Suchtkranken vom christlichen Glauben“ (162) sei eine pathologische Hyperreligiosität, in der die Sucht nur verlagert wurde (162–166). In einem Fazit zu den Forschungsergebnissen hält L. fest, „dass christliche Spiritualität eine multidimensionale Ressource darstellen kann, die Substanzabhängige auf unterschiedlichste Weise dazu befähigt, die vielseitigen Herausforderungen und Belastungen ihres Lebens zu bewältigen.“ (159)

Für ihre Profession, die Soziale Arbeit, mahnt sie schließlich gut begründet an, dass in der Suchthilfe die mögliche Ressource des persönlichen Glaubens (als von den Interviewten bevorzugter Begriff anstelle von Religiosität und Spiritualität) stärkere Berücksichtigung finden müsse, erst recht im Sinne einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit. Das dürfte aber in vielen Fällen notwendig machen, dass die oft weniger religiösen Sozialarbeiter:innen den „religiosity gap“ überwinden: „Hierzu wäre bei sozialpädagogischen Fachkräften ein Kompetenzausbau bezüglich religiös-spirituellem Interventionstechniken sowie eine stärkere Zusammenarbeit mit religionspsychologischen bzw. religiösen Experten sinnvoll. [...] Schließlich ist es sowohl für die Förderung von spirituellen Ressourcen als auch für die Eindämmung möglicher pathogener Aspekte unabdingbar, dass Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen ihre eigenen Glaubensüberzeugungen und -erfahrungen stärker reflektieren [...]. Erst die hierdurch gewonnene Sicherheit und Distanz zur eigenen Positionierung ermöglicht eine ganzheitliche Begleitung von suchtkranken Adressaten und Adressatinnen sowie einen professionellen und lebensweltorientierten Umgang mit deren Spiritualität.“ (171)

L. zeigt sich bewusst, dass sie eine Stichprobe von weitgehend abstinenten Suchtkranken interviewt hat, die alle hochreligiös (geworden) sind und für die ihr Glaube eine zentrale Rolle in ihrem täglichen Leben und Verhalten spielt. Sie vermutet, dass es bei Frauen ähnlich sein könnte, ist aber vorsichtig mit Extrapolationen auf Hochreligiöse anderer Religionen oder Spiritualitäten und erst recht auf weniger stark religiöse Suchtkranke. Eine weitere Grenze der Studie liegt darüber hinaus auf dem Charakter der Selbstauskünfte, Momentaufnahmen sowie sozialen Erwünschtheit. Die Nachhaltigkeit der Veränderungen wäre in einer Langzeitbegleitung zu überprüfen. Die gewonnenen Kategorien (samt Subkategorien) könnten zusätzlich religionspsychologisch weiter systematisiert und auch theol. reflektiert werden. Doch solche Limitationen interdisziplinärer Art schmälern diese herausragende MA-Studie im Fach Soziale Arbeit überhaupt nicht.

In Ergänzung zu ihrem wirklich bemerkenswerten Ertrag sei schließlich darauf hingewiesen und unterstrichen, dass L. damit im besten Sinne an den internationalen caritaswissenschaftlichen Diskurs zu *Spiritualität, Ethik und Soziale Arbeit* (Rainer Bernhard Gehrig, Michal Opatrný, Nándor Birher, Klaus Baumann 2021; <https://freidok.uni-freiburg.de/data/222666>) anschlussfähig ist wie auch

zur darin geforderten Ausweitung von „spiritual care“ über Palliative Care und das Gesundheitswesen hinaus in alle Bereiche des Sozialwesens hinein.

Über den Autor:

Klaus Baumann, Dr. Lic. psych., Psychologischer Psychotherapeut (DFT), Professor für Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit in der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg (klaus.baumann@theol.uni-freiburg.de)